

II. Abhandlungen.

1. Die Menagerien in Stuttgart.

Von Georg von Martens.

I. Die Elephantin des Herrn Hutter.

Diese Elephantin wurde zuerst den 28. September 1849 bei dem Volksfeste zu Canstatt gezeigt, wenn aber ein witzsuchender Feuilletonist in Girardins Presse sagt, die Elephantennatur scheine in Marseille zu Hause zu sein, wesshalb das Thier dort weniger Bewunderer herbeizuziehen vermochte, als es erwarten durfte, so kann man nicht das Gleiche von Canstatt sagen; der Zudrang war so gross und die Bude so klein, dass wir nach langem Warten wieder abziehen mussten, ohne sie gesehen zu haben, nur mein Sohn gelangte durch grosse Beharrlichkeit endlich dazu.

Man vertröstete uns auf Stuttgart, wo auch richtig bald darauf Hutter eintraf und am 10. October seine Schauhütte auf dem Wilhelmsplatz eröffnete.

Hier eintretend, fanden wir als zweiten Platz zwei Gänge auf beiden Seiten, welche den Vortheil hatten, dass man sich dem Elephanten mehr und auch von der Seite nähern konnte. Von dem mittleren Raum war die vordere Hälfte mit Brettersitzen der erste Platz, die hintere die enge Bühne auf welcher die Elephantin stehen, zur Noth auch sich umdrehen, aber nicht auf- und abgehen konnte.

Der Anschlagzettel nannte das Riesenthier die grosse schwarze Monstre-Elephantin Isabella, 73 Jahre alt, 15 Fuss hoch und 8200 Pfund schwer (der schwäbische Merkur vom 25. Oct. gibt 12' Höhe und 8600 Pfd. Gewicht an.) und behauptete, sie komme vom Atlas. Ein afrikanischer Elephant wäre nun allerdings eine grosse Seltenheit gewesen, da meines Wissens noch keiner je lebend nach Europa gekommen ist, es war aber eine ehrliche Asiatin, mit flachen, zurückgeschlagenen Ohren und concaver Stirne. Die Haut war schwach behaart, sehr runzelig, an den dicksten Stellen mit Höckern, offenbar aber nicht areolirt, wie bei dem Nashorn, sondern nur mit eingeschmiertem Fett und abgestorbener Epidermis überzogen, so dass an den Vorderfüssen durch deren Beugung ganze Stücke sich wie Baumrinde abgeschält hatten, die Farbe dunkelgrau, wie nasse Holzasche oder Vesuvsasche. Die Ohren bewegte sie, wie die Pferde, nach vorwärts wenn sie auf etwas aufmerksam wurde oder schlug sie vor- und rückwärts. Der Rüssel hatte durch zahlreiche tief eingeschnittene Ringe ganz das Aussehen eines riesigen Blutegels, konnte sich wie dieser, nach allen Richtungen drehen und wenden, wurde nie ganz in die Höhe gehoben, sehr oft aber die untere Hälfte spiralförmig eingerollt, er fühlte sich selbst an der Spitze ganz warm an und dampfte bei kalter Witterung ziemlich stark.

Neben dem Rüssel ragten die zwei Stosszähne hervor, aber nur etwa zwei Fuss lang und ebensoviel Zoll dick, der linke hatte eine abgebrochene Spitze und nach der Aussage des Wärters sind beide in der Gefangenschaft weder gewachsen noch gewechselt worden.

Eine gedruckte Beschreibung gab unter vielen Phrasen nur sehr dürftige Beiträge zur Biographie Isabellens. Sie war 1847 aus Italien nach Marseille gekommen, wo ihr früherer Eigenthümer bankerott wurde, der jetzige sie kaufte, sie Freundschaft mit einem schönen Neufundländer Hund schloss und mit ihm Seebäder nahm, bis die Polizei es untersagte. In dreissig Nächten machte sie die Fussreise von Marseille nach Paris und trat dort mit mehreren Vorstellungen im olympischen Circus der elysäischen Felder auf.

In dem holländischen Städtchen Thöl wollte man die Elephantin einschiffen, da brach die Brücke von zwei Zoll dicken Brettern bei dem ersten Schritte zusammen, worauf sie sich erschreckt zurückzog. Man stellte nun eine Brücke von dreifacher Dicke her und versah sie mit Balken, allein Isabella war durch nichts zu einem zweiten Versuche zu bewegen. Man brachte daher an dem einen Fuss des Thiers Stricke, Ketten und Rollen an, um es auf das Schiff zu ziehen, fünfzig Personen zogen aus Leibeskräften, aber Isabella zog den Fuss zurück und die Arbeiter stürzten ins Wasser. Herr Hutter musste nun bis gegen fünfhundert Männer aufbieten, an alle vier Füße Ketten, Stricke und Rollen anbringen lassen, bis es nach einer Arbeit von fünf Stunden endlich gelang, die fromme Elephantin auf das Schiff zu bringen, welches tief ins Wasser gedrückt wurde. Man weiss wie oft ähnliche Versuche mit männlichen Elephanten ein unglückliches Ende genommen haben. Auf der Schiffbrücke in Mainz setzte Isabella den Fuss stets nur auf zwei aufeinander folgende Bretter, damit nicht ihre ganze Schwere auf einem Brette ruhe.

Nachdem wir den Koloss eine zeitlang beschaut hatten, begann das Arbeiten, wobei der Wärter stets französisch mit der Elephantin, deutsch mit den Zuschauern sprach:

„Otez moi ma casquette!“ Die Elephantin nahm ihm mit dem Rüssel die Kappe vom Kopfe, hob sie in die Höhe und gab sie ihm in die Hand zurück.

„Sie changirt mit beiden Füßen.“ Es wurde zuerst der rechte Vorderfuss und der linke Hinterfuss, dann der linke Vorderfuss und der rechte Hinterfuss in die Höhe gehoben.

„Equilibirt mit beiden Füßen.“ Es wurden die beiden rechten Füße zugleich aufgehoben, ohne dass sich das Thier bedeutend auf die andere Seite neigte.

„Isabella soll rufen, um sich wieder zur Heerde zu finden.“ Wiederholte kurze aber laute Schreie.

„Chantez un petit peu, voyons!“ Sie zierte sich wie eine Sängerin, die gebeten sein will, machte allerhand Mienen und Bewegungen, endlich stiess sie feine Töne aus, denen täuschend ähnlich, wenn ein des Blasens Unkundiger in eine Trompete

oder ein Posthorn bläst. Sie ist alt und hat ihre schöne Stimme verloren, sagte entschuldigend der Kornak.

„Madame ist auch Zimmermann gewesen.“ Er legte ihr einen hölzernen runden Hammer vor die Füße, sie nahm ihn bei dem Stiel und klopfte damit leicht und in gleichem Takte auf den Boden, an die Wand, dann, mit beiden Vorderfüßen auf den Balken der Brustwehr hinaufsteigend, an die Decke, worauf sie dem Wärter den Hammer in die Hand reichte.

Er gab ihr jetzt einen Besen, den sie ebenfalls sehr leicht und fest bei dem Stiel fasste, und damit, sich umdrehend, ihren ganzen Bretterboden auskehrte.

Als er Isabellen aufforderte, ihre Toilette zu machen, bürstete sie ihre Stirne mit demselben Besen.

Nun steckte ihr der Wärter eine Pfeife in ein Nasenloch, auf welcher sie lange und anhaltend blies und sie ihm dann zurück gab.

Mehr Freude hatte sie an einer Mundharmonika, welche sie mit dem fingerförmigen Fortsatz des Rüssels festhielt, sie wechselte mit zwei Accorden, bald langsam, bald rasch steigend und fallend bis sich die Töne in ein schmelzendes Adagio verloren, als sie mit der gewöhnlichen zierlichen Wendung ihrer Hand, so muss man ihren Rüssel nennen, das Instrument dem Wärter in die seinige legte.

„Ramassez cette petite monnaie,“ sagte der Wärter, ein Sechskreuzerstück vor ihr auf das Geländer legend, sie nahm es mit dem Finger, stellte sich, als lege sie es in eine oben an der Wand befestigte Casse, gab es ihm aber nachher wie die andern Sachen zurück. Er legte nun vier Thaler hin, welche sie zugleich aufhob und in dem gewölbten Rüssel, wie auf der hohlen Hand, klappern und klingeln liess, ohne dass je einer herausgefallen wäre.

Nun sollte Isabella eine Pistole abschiessen, sie that es ganz furchtlos, aber so, wie unsere Damen im Herbst, indem der Herr ihr die Pistole vorhielt und sie nur am Hahnen zog.

Jetzt kam die Mahlzeit, es wurde ein Tisch vor sie hingestellt, sie läutete mittelst Anziehens eines Bandes mit einer an der Decke befestigten Glocke, worauf ein Bedienter erschien

und ihr einen Teller gehäuft voll gelbe Rüben brachte. Sie umwand das Teller mit dem Rüssel, streifte sehr geschickt den ganzen Inhalt auf einmal ab, hielt ihn in dem eingerollten Rüssel fest und brachte ihn so in den Mund, nun gab sie mit einer ungemein zierlichen Bewegung dem Wärter das Teller zurück und läutete wieder. Der Bediente brachte zwei Salatköpfe, die mit etwas mehr Schwierigkeit gleichzeitig zum Munde gebracht wurden, wobei ich bemerken konnte, wie sie mit der breiten hellrothen Zunge dem Rüssel den Salat abnahm.

Zum Nachtisch erhielt sie sieben grosse Aepfel, diese wollten nicht im Rüssel sich zusammenfassen lassen und mussten auf vier Mal zum Mund gebracht werden.

Auf die Mahlzeit folgte nach englischer Sitte das Trinken. Man reichte ihr eine Bouteille Wein, „ächten 1843r Moselwein, sie trinkt keinen geringeren“ bemerkte der Wärter; sie zog sehr geschickt den Propf heraus, liess den Inhalt in den Rüssel fliesen, legte dann die leere Flasche in die innere Seite des eingerollten Rüssels, hielt sie so fest und goss zugleich den Wein in den Mund aus, worauf sie endlich die Flasche zurückgab.

Zum Schlusse sollte sie vor der Gesellschaft als Danksagung niederknien, was indessen diesesmal nicht geschah.

In der Zwischenpause bis zu einer neuen Vorstellung nahm sie von den Zuschauern Obst und Brod an und machte sich damit Bewegung, dass sie mit dem Kopfe auf und ab nikte, (einen andern Elephanten sah ich öfters Stundenlang sich mit dem ganzen Vorderleib hin- und herschaukeln.)

Zu ihren Füßen befand sich ein Gitterkasten mit zwei javanischen Affen (*Inuus Cynomolgos Wagner*), an dem sie zuweilen mit dem Rüssel herumstöberte und Heu herauszuziehen versuchte.

Die beiden Affen fürchteten sie ungemein, verhielten sich ganz ruhig und waren so eingeschüchtert, dass sie es gar nicht wagten, nach einem ihnen dargereichten Apfel zu langen.

In der trüben Nacht vom 28. auf den 29. October unmittelbar vor dem Eintritt der Kälte, reiste die Elephantin wieder ab.

II. Noch ein Omnismus.

An dem entgegengesetzten Ende der Reihe von Buden, der grossen Kreuzberg'schen Menagerie im Mai 1850, welche sich wetteifernd bemühten, diejenigen der zahlreichen Zuschauer, welche bei Casse wären, zum Eintritt zu bewegen, befand sich ein sogen. Omnismus, durch geringen Umfang und Unscheinbarkeit sich schon von Aussen als Gegensatz der K. niederl. Menagerie erweisend, wenn gleich ein grosses Gemälde mit Neger, Schildkröte, Ara, Schlangen und andern auffallenden Thieren diese Armuth verdecken sollte.

Ich trat (25. Mai Samstag Nachmittag) auch hier ein und fand im Innern denselben Gegensatz zu meinen alten Freunden, eine wahre Parodie des Hüntgen'schen Omnismus.

In einem ähnlichen, aber achtmal kleineren im hintern Eck der Bude befindlichen Käfig waren 11 feindliche Thiere versammelt, 9 Hausthiere und nur 2 Freigeborene, nämlich ein Fuchs mit 2 Kaninchen und 3 Meerschweinchen, 1 Hühnerhabicht oder Taubenstösser mit 2 Tauben, ein Hund und eine Katze. Trotz dieser Gegensätze Alles in tiefster Ruhe. Es hatte jedes Thier sich seine bestimmte Stelle gewählt und sich nach dem Sprüchworte: gleich und gleich gesellt sich gern, geordnet. Die einzige Stange hielt das weisse Taubenpaar besetzt, harmlos und behaglich die ganze höhere Klasse dieser Bevölkerung darstellend.

Unten hatte der alte Fuchs, dessen Schweif mehr einem Rattenschwanz glich, in sich eingerollt den innersten entferntesten Winkel eingenommen, ohne sich viel um den lästigen Nachbar Mops zu bekümmern, die Katze langweilte sich herum laufend, die muntern Meerschweinchen besetzten das hellste, dem des Fuchsen diagonal entgegengesetzte Eck, ihre nächsten Nachbarn waren die Kaninchen und der Hühnerweihe stand allein mitten im Raume, ein ganz junger Gelbschnabel, dem die Flügel noch nicht gewachsen waren.

Trat nach langer Pause ein neuer Zuschauer ein, so suchte die Erklärerin mit ihrem eisernen Stabe eine Aufregung in der Gesellschaft zu veranlassen, doch jedes aufgeregte Thier bestrebte sich blos, der lästigen Ruthe auszuweichen und kaum hatte die Aufhetzung nachgelassen so war auch Ruhe und Ordnung wieder da.

Während einer solchen allgemeinen Verwirrung hatte der junge Raubvogel versucht, sich in die höhere Region emporzuschwingen, allein die noch zu schwachen Flügel versagten den Dienst, er verletzte sich dabei bedeutend an den Drähten der Käfigwand und zeigte, wie sehr die Vögel, welche ihre Wunden nicht belecken können, hierin gegen die Säugethiere im Nachtheil sind. Ueber und über blutig, befand er sich ausser Stand, sich die geringste Hülfe zu leisten und liess das Blut auf den Boden tropfen, ohne sich zu rühren.

III. Der reisende Seehund.

Den 7. August 1850 Mittags hielt am Marktbrunnen in Stuttgart ein kleiner Wagen, auf welchem sich eine grosse, mit einem Tuche bedeckte Badewanne befand. Ich glaubte, es sei ein Fischhändler; erfuhr aber Nachmittags, dass ein Seelöwe zu sehen sei; man brachte eine Bank, ich stieg mit hinauf und sah in der Wanne einen jungen Seehund (*Phoca vitulina L., variegata Nilsson, litorea Thienemann*), gegen 3 Fuss lang, dick und wohlgenährt. Er schwamm behaglich herum, wobei er sich so kurz zusammenzog, dass er völlig die Umrisse eines Fisches hatte, auch bemerkte ich gleich, dass seine Bewegungen ganz die eines Fisches waren, der in einem engen Raume nur wenig schwimmen kann, er arbeitete nämlich nur mit den den Brustflossen entsprechenden Vorderfüssen und zwar, da er beständig wenden musste, häufig nur mit einem Vorderfusse, während die gerade nach hinten über den kurzen ganz unthätigen Schwanz hinausgestreckten Hinterfüsse, welche der Schwanzflosse entsprechen, nur als Steuerruder wirkten, wie der Schwanz der Vögel beim Fluge.

Ich hätte gar zu gerne erfahren, ob er, wenn er grössere Strecken mit Schnelligkeit durchschwimmen will, auch die Vorderflossen dicht an den Leib anlegt und blos mit dem Hintertheil des Körpers schwimmt, wie die Fische, der ganze, dieses Anschmiegen an den Leib begünstigende Bau der Vorderfüsse und die grosse Beweglichkeit der

mit starken Muskeln zu kräftigen Biegungen versehenen hinteren Hälfte der Wirbelsäule machten mir dieses höchst wahrscheinlich.

Sehr verschieden von den Fischen ist der Seehund jedenfalls durch die merkwürdige Beweglichkeit auch der Halswirbel, welche ihm die noch nicht genügend erklärte Verlängerung des Halses (Jahreshefte 1849 S. 116) gestattet.

Unser Seehund tauchte häufig unter, wobei er die Nasen- und Ohrenlöcher verschloss, ich zählte aber jedesmal nur 26 oder 27 Secunden bis zum nächsten Athemzug, sah auch nie Luftblasen aufsteigen, wie bei Kreuzbergs Riesenschlangen.

Berühren liess er sich nicht leicht und schnappte gleich nach der Hand, wenn man sie ihm näherte, der Eigenthümer demonstrirte ihn mit dem Peitschenstiel, die Zuschauer neckten ihn, man sah die Folgen einer schlechten Erziehung, die seine Talente nicht zu entwickeln verstand. Bei einem Versuche, den Kopf stark rückwärts zu biegen, um die drohende Hand nicht aus den Augen zu verlieren, schlug er um, so dass die ganze Unterseite sichtbar wurde, sie war weiss mit braunen Flecken, die Oberseite dunkelgrau mit vielen kleinen schwarzen und weisslichten Flecken, die Haare glatt anliegend, ohne Unterhaar und fett wie die Federn der Wasservogel, so dass bei dem Hervorkommen das Wasser wie Quecksilber davon abließ.

Hineingeworfenes Brod verbiss er, spie es aber wieder aus, wie Hüntgens sicilischer Uhu, dagegen gab ihm der Eigenthümer kleine Stücke rohes Ochsenfleisch, welches er wie ein Hund kaute und hinunterschluckte. Alte Seehunde, sagte der Eigenthümer, fressen nur Fische, junge gewöhnen sich aber auch an rohes Fleisch, was von grossem Werth ist, da man in Gegenden kommt, wo man mehrere Tage lang keine Fische bekommen kann, so blieb ihm noch dieser allein von drei, welche er von einem russischen Schiffskapitän gekauft hatte. Die beiden andern seien viel grösser gewesen, der letzte in Heidelberg gestorben. Auf der Reise würden sie ohne Wasser auf Stroh gelegt, erhielten aber in jedem Dorfe frisches Wasser.

Drei Tage wiederholte sich dieses Schauspiel am Marktbrunnen, mit immer steigender Theilnahme des kleinen Publikums, welchem die unbequeme Stellung genügte, am Samstag

war der Wagen verschwunden, erschien aber am Marktbrunnen von Tübingen, wo mein Eduard den Seehund beobachtete. Er liess hier bisweilen einen zwischen Grunzen und Bellen stehenden Ton hören, wie es schien, wenn er etwas zu bekommen glaubte, sah man ihn an, so sah er einen eben so unverwandt an, reizte man ihn, so richtete er sich so stark auf, dass nur die hintere Hälfte des Körpers auf dem Boden ruhte, die Vorderfüsse im Wasser zappelten, streckte sehr rasch den Hals und schnappte nach der Hand; der Eigenthümer trug die rechte Hand verbunden, das Thier habe ihm den Vormittag einen Finger beinahe abgebissen. Bei dem Tauchen sah man deutlich die Nasenlöcher sich von der äussern Seite aus verengen und schliessen, die grossen schwarzen Augen schienen noch platter zu werden, blieben aber offen. Man gab ihm einen Goldfisch er fasste ihn auf, hatte aber viele Mühe, bis er mit ihm fertig wurde, der todte Fisch hieng auf der Seite des Mauls heraus und er stopfte ihn mit der rechten Vorderpfote wieder hinein, diese trat also auch als Hand auf. Den Kopf frass er nicht. Als man ihm frisches Wasser über den Kopf schüttete schloss er jedesmal die Augen zu.

Gefährten dieses Reisenden waren zwei Papageien und eine Schildkröte. Die ersteren waren Haiti-Papageien (*Psittacus dominicensis* L.), grün, mit schmalem rothen Stirnband und schwarzblauen Schwungfedern, die Federn an Hals und Brust wie abgeschnitten mit dunklerem Rand, was diesen Theilen ein geschupptes Aussehen gab, Schnabel, Füsse und nackte Haut um die Augen weiss. Beide waren sehr zahm und der eine soll auch einige Worte sprechen.

Die Schildkröte war auch eine Südamerikanerin, die getäfelte Schildkröte (*Testudo tabulata* Walbaum). Sie hatte eine etwa 9" lange und 6" breite Schaale, hoch gewölbt, wie bei allen Erdschildkröten, die 5 Mittelschilder schwarz, concentrisch viereckig gefurcht, mit glattem gelbem Höcker im Centrum, die 8 Seitenschilder eben so, nur excentrisch, so dass der gelbe Höcker sich in der Nähe des oberen Randes befand, die 12 Randschilder schwarz, an der innern Seite gelb, der untere Schild hellgelb mit zwei langen dunkeln Flecken. Der Kopf

war stumpf, hellgelb, der Hals schwärzlich, die plumpen Klumpfüsse mit verwachsenen Zehen und der kurze stumpfe Schwanz schwarz mit einzelnen erbsengrossen Schuppen deren Farbe von innen nach aussen von Citronengelb durch Pomeranzengelb in Siegellakroth übergieng, so dass das Thier wenn es läuft, ziemlich bunt aussehen muss; es war aber so träge, dass unsere Kröten dagegen flink genannt werden können, ein wahres Faulthier, berührte die vorgesetzten Kirschen und Lattichblätter nicht und blieb immer ganz eingezogen, was bei dem Kopfe dadurch bewirkt wird, dass die Halswirbel sich in einem starken Bogen nach hinten und unten zukrümmen. Zog man ein Glied heraus so zog die Schildkröte dieses wieder langsam an sich, in Tübingen, wo sie im Sonnenschein lag, streckte sie Kopf und Füsse heraus, aber ohne sich weiter zu bewegen. Vielleicht ist sie des Nachts lebendiger, verhält sich aber jedenfalls zu einer Flussschildkröte wie eine Landkröte zu einer Unke. Die Vorderfüsse haben eine schiefe Stellung, wie bei den Maulwürfen und Erdwerren, starke Muskeln und 5 schwarze, kurze und stumpfe Krallen; sie muss sehr gut graben können, was auch nothwendig ist, um einen so schwerfälligen Körper in Sicherheit zu bringen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg](#)

Jahr/Year: 1851

Band/Volume: [7](#)

Autor(en)/Author(s): Martens Georg Matthias

Artikel/Article: [1. Die Menagerien in Stuttgart. 129-138](#)